

ALS DIE SPRACHE ZUR WELT KAM

Was Linguisten über die Evolution von Sprache zu sagen haben

von Jens Gerdes

**Fümms bö wö tää zää Uu,
Uu zee tee wee bee fümms.**

Kurt Schwitters, Ursonate

Spekulation über Spekulation

Seit die Menschen das Nachdenken für sich entdeckt haben, welches ja einer weit verbreiteten Ansicht nach nicht von der Sprache zu trennen ist, haben sie immer wieder auch über die Entstehung der Sprache selbst nachdenken müssen.

Diese Gratwanderung im Grenzgebiet zwischen Phantasterei und wissenschaftlich fundierten Visionen hat seit jeher fasziniert, genauso wie sie auch auf massive Ablehnung gestoßen ist – berühmt ist etwa das 1866 in der Satzung der damals tonangebenden „Société de Linguistique de Paris“ festgeschriebene Verbot, Schriften zu dieser Thematik zu veröffentlichen, da die Spekulationen einfach zu wild geworden waren.

Fast 150 Jahre später ist jedenfalls von einem Tabu oder gar einem Bann nichts zu spüren. Schaut man sich in der Gegenwartslinguistik und ihrer näheren Wissenschaftsumgebung ein wenig um, stößt man schnell auf zahlreiche und vielfältige Varianten ebenjener Spekulationen, grundiert mit stupendem Faktenreichtum. Man kann es tatsächlich so sehen: „In der evolutionären Linguistik [hat] sich [...] seit den Neunzigerjahren geradezu eine Goldgräberstimmung entwickelt.“ (Steinig 2008, S. 21). Derlei Sprachentstehungsspekulationen sollen hier unter einer grundsätzlichen Perspektive betrachtet werden. Im Vordergrund steht dabei die Behauptung, dass jede Spekulation über die Herkunft der menschlichen Sprache natürlich auch (mal mehr, mal weniger intendiert) einen Entwurf des heutigen Menschen darstellt.

Das sei einführend an entsprechenden Passagen aus Georg von der Gabelentz' oft als Inaugurationsdokument der Linguistik gehandeltem Buch „Sprachwissenschaft“ von 1901 illustriert. In diesem wird auch über Früh- und Vorformen der Sprache spekuliert, man könne diese allgemein „an jedem Kinde und an jedem in geistiger Kindheit verbliebenem Erwachsenen beobachten.“ (von der Gabelentz 1901, S. 255). Einzig auf dem Gebiet der Phonetik funktioniere das nicht –

der Urmensch, so die Hypothese, imitierte Schallergebnisse der Natur, und zwar buchstäblich:

„[I]n krachenden, rollenden und rieselnden Geräuschen sprach ihm die Natur verschiedenerlei *r* und *l* vor; und galt es, den Knall einer berstenden Nuss, das Schnalzen und Zirpen verschiedener Thiere nachzubilden, so musste er sich mit jenen Schnalzlauten behelfen, die noch heute in südafrikanischen Sprachen erklingen.“ (von der Gabelentz 1901, S. 314).

Außerdem heißt es:

„Brennendes Holz z. B. lässt oft ein deutliches *b'* vernehmen; *t'* und *pf'*, *ph'* sind Laute des Spuckens und heftigen, blasenden Ausathmens. Wenn man an die verwandten Demonstrativlaute der meisten Sprachen denkt, so gewinnt man von den Manieren unserer Altvorderen kein sonderlich anmuthiges Bild.“ (ebd.)

Fairerweise sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass sich diese Wertungen inmitten von profunden grammatikographischen Theoretisierungen auf der Höhe ihrer Zeit befinden. Dennoch illustrieren diese offensichtlichen Verschränkungen zwischen Mutmaßung und Bewertung, dass die Beschreibung des Anfangs der Sprache natürlich immer auch gleichzeitig auf ihren gegenwärtigen Endpunkt verweist; in diesem Fall wird Menschwerdung durch Sprachentwicklung eben als Zivilisationsprozess betrachtet, als Abgrenzung vom Urwüchsigen, im Wortsinne Primitiven – so wie heute noch im „Deutschen Universalwörterbuch“ die Erläuterungen der verschiedenen Lesarten des Adjektivs *primitiv* von „ursprünglich, elementar“ bis „ein niedriges geistiges, kulturelles Niveau aufweisend“ (DUW 2007, S. 1317) reichen. Der Gegenwartsmensch unterscheidet sich in dieser Version der Sprachentwicklungsgeschichte eben nicht primär durch die entwickelte Sprachfähigkeit an sich von seinen Urahnen, sondern vornehmlich durch die sprachlich fundierte Akkulturation. Andere und jüngere Sprachursprungstheorien folgen anderen Ansätzen und Argumentationen, ziehen weniger drastische Schlüsse – folgenlos für unser Selbstverständnis kann allerdings keine einzige sein. Und umgekehrt gilt damit natürlich auch der Punkt, den Donalies (2006, S. 19) in ihrer Rezension einer solchen neueren Sprachentstehungsspekulation hervorhebt, indem sie betont, dass die Beantwortung der Ursprungsfrage natürlich abhängt vom Weltbild und den geistesgeschichtlichen Voraussetzungen – das

gilt wohl für den Verfasser einer solchen Theorie wie für die Verfasstheit der rahmenden Wissenschaft.

Wie kommen wir zum Anfang?

Einer linguistischen Sprachursprungsforschung stehen verschiedene grundsätzliche Hindernisse im Weg. Fragen wie „Ist es Aufgabe der Linguistik, über die Entstehung der Sprache zu forschen?“ (vgl. Newmeyer 2003, S. 58) bedürften dabei wohl zunächst einmal der Klärung von Fragen wie „Was ist eigentlich die Linguistik?“ Die Sprachwissenschaft glich ja immer (bis auf den heutigen Tag) „einem Patchwork von Grabungsfeldern, zwischen denen man jeweils wenig voneinander wusste und sich – ebenfalls fremd, aber auf überbrückbare Distanz – zur Kenntnis nahm.“ (Dietrich 2004, S. 457). Es stünde damit also zunächst einmal aus, überhaupt zu erklären, welcher Aspekt von Sprache als maßgeblich betrachtet wird und in Bezug auf seine Entstehung untersucht werden soll – man wird in diesem Sinne „Sprache evolutionär als ein Bündel aufeinander aufbauender Fortschritte“ (Wunderlich 2008, S. 232) behandeln müssen, geleitet vielleicht von der Frage, „ob es *ein* Merkmal gibt, das gewissermaßen den Schlussstein setzt und die verschiedenen teilweise unabhängigen Evolutionslinien integriert.“ (ebd. 236, Hervorhebung im Original). Und diese Frage beantwortet ein Pragmatiker möglicherweise ganz anders als ein Syntaktiker.

Ein anderes Problem, nicht vollständig mit dem vorhergehenden identisch, ist natürlich das der Herangehensweise. Eine Orientierung an anderen Wissenschaften schien lange Zeit eher zwecklos. Da wären zum Beispiel die Methoden der Evolutionsbiologie: Auswertung komparativer Untersuchungen kombiniert mit Fossilienfunden (vgl. Newmeyer 2003, S. 61). Wer die biologische Verwandtschaft zwischen Katzen und Leoparden ergründen will, kann beispielsweise anatomisch vergleichen, an welchen Körperteilen diese und jene vergleichbare Haare haben. Man kann auch Verhaltensweisen betrachten und dann bei beiden vorrangig nächtliche Aktivität feststellen. Dann kann man die Synthese wagen: Einige besondere Haare sind Tastaare, die eine Orientierungshilfe bei Dunkelheit darstellen. Was aber könnte eine der Sprache vergleichbare Eigenschaft von nicht-menschlichen Wesen sein? Es gibt zahlreiche Versuche, Primaten symbolische Zeichensysteme zu vermitteln, aber dazu später. Die generelle Frage lautete ja meist: Kann man vernünftigerweise von einem evolutionären Kontinuum, beginnend etwa mit Vogelgezwitscher, Walgesängen und Affenschreien und endend bei Morphologie und Sprechakten und Implikaturen mit

all ihren Besonderheiten und Abweichungen des Gemeinten vom Gesagten etc., ausgehen? Als Ausgangspunkt der Bestimmung von menschlicher Sprache im Vergleich zu tierischer Kommunikation gelten heute noch weitgehend die Kriterien von Hockett (1960), allen voran die Strukturmerkmale der Dualität (die sogenannte „doppelte Artikulation“ – Sprachen setzen sich zusammen aus bedeutungstragenden Einheiten, die ihrerseits aus bedeutungslosen Elementen zusammengesetzt sind) und des Transfers (Sprache ist deiktisch ungebunden, kann sich also auf abwesende Dinge beziehen). Das scheint es bei keinem anderen Lebewesen auch nur im Ansatz zu geben, damit wäre schon das evolutionsbiologische Diktum „die Natur macht keine Sprünge“ hier ausgehebelt und die Idee eines Kontinuums dahin.

Fossilienuntersuchungen zur Auffindung von „Missing Links“ scheinen hier ebenfalls schwer durchzuführen. Was ist überhaupt ein „Fossil“ der Entwicklung einer so ephemeren Erscheinung wie Sprache? Als ältester Beleg menschlicher Schrifttätigkeit gelten die rund 5.200 Jahre alten Tontafeln mit sumerischer Keilschrift. (Janson 2002, S. 59). Sprache an sich dürfte allerdings rund zehn- bis zwanzigmal so alt sein. Man kann natürlich auch sprachliche Formen an sich als Fossilisierungen früherer Sprachstufen ansehen. Damit lassen sich Sprachwandelphänomene bis zu einem gewissen Punkt zurückverfolgen und damit ältere Sprachstände rekonstruieren. Das ist sicherlich für Sprachhistoriker und Grammatiker gleichermaßen fruchtbar. Aber bereits die Bemühungen der Rekonstruktion einer indoeuropäischen Protosprache, deren Alter ebenfalls auf rund 5.000 Jahre veranschlagt wird (Crystal 1995, S. 296), haben zu sehr grundsätzlichen Kontroversen geführt und schon bei dieser Zeitspanne lässt sich der fiktive Anteil der Rekonstruktion nicht mehr präzise bestimmen. Überhaupt müssen bei solcherlei Rekonstruktionsversuchen stets Wörter im Vordergrund stehen – da aber einerseits viele Grammatiktheorien ein „Primat der Syntax“ postulieren und außerdem verschiedene zentrale Aspekte von Sprache wie beispielsweise Morphologie und Syntax durchaus zu sehr verschiedenen Zeitpunkten der Evolution entstanden sein können (vgl. Wunderlich 2008, S. 247ff.), führt auch diese Methode hier nicht sehr weit. Zwar gehen Forscher wie Ruhlen (1994) oder Cavalli-Sforza (1996) mit verschiedenen Methodenmischungen noch viel weiter zurück – hier muss der Hinweis genügen, dass derlei sehr umstritten ist. Damit ist also festgestellt, dass eine intradisziplinäre, also rein linguistische Betrachtung auch kaum weiterhilft.

Bleiben vielleicht noch Höhlenmalereien und andere Kulturzeugnisse, aus denen man vielerlei schließen,

aber die Entstehung von Sprache eben auch nicht direkt beobachten kann. Es wird dabei bleiben: Ähnlich wie bei den wesensverwandten Untersuchungen zur Entstehung von Religion, Kunst etc. hat man es bei allen Überlegungen zu den Ursprüngen der Sprache wohl stets mit einem schwer überbrückbaren „Missverhältnis zwischen minimalen Funden und maximaler Deutung“ (Christian Weber in der Süddeutschen Zeitung vom 24.12.2009: „Der Gottesinstinkt“) zu tun.

Sprachursprungstheorien als Fundierung der Fundamente grammatischer Theorien

Wenn man jetzt also nicht davon ausgehen will, dass sich angesichts der oben umrissenen Beweisnot jegliche Hypothesiererei der reinen Lust am Fabulieren verdanke, muss nach anderen Beweggründen Ausschau gehalten werden. Derer gibt es auch vielfältige. Das Augenmerk der folgenden Ausführungen soll aber auf einen ganz bestimmten Impetus der Sprachursprungstheoretisiererei gelegt werden. Dieser hat mit dem Schisma der modernen Grammatiktheorie zu tun, das die Mehrheit der Linguisten sich einem von zwei grundsätzlichen Lagern zuordnen lässt (vgl. Haspelmath 2000). Wenn also Grammatiker über den Ursprung von Sprache theoretisieren, dann tun sie das natürlich hauptsächlich, um ihre Überzeugungen in Bezug auf die grundsätzliche Natur menschlicher Sprache zu untermauern.

Und eine solche Überzeugung kann zum einen aus funktionalistischen (auch: konstruktivistischen o. ä. – die Bezeichnungen sollen hier nicht näher bestimmt werden, da ja diese Kategorisierung an sich schon eine unerhörte Vergrößerung der linguistischen Positionenlandschaft darstellt) Positionen bestehen. Die Sprachfähigkeit des Menschen wäre dann evolutionär gesehen als „Adaptation“ zu beschreiben (also als Anpassung im Sinne einer evolutionär bedingten Entstehung und Verfeinerung, wie es zum Beispiel auch bei den besagten Tasthaaren der Felidae der Fall ist). Und sie wäre nach dieser Sichtweise als etwas anzusehen, das prinzipiell vorsprachliche Kooperation bzw. Kommunikation oder zumindest die Fähigkeit dazu voraussetzt und ein Kontinuum der Entwicklung von Sprache aus anderen, allgemeineren und vormenschlichen Eigenschaften annimmt.

Auf der anderen Seite kann sich aber eine linguistische Grundüberzeugung auch aus nativistischen (auch: generativistischen, chomskyanischen o. ä.) Ansichten zusammensetzen. Dann wäre die Entstehung der menschlichen Sprache als „Exaptation“ zu betrachten, im Sinne einer neuartigen Ausnutzung schon vor-

handener Gegebenheiten, so wie etwa die Zunge zum Umwälzen der Nahrung im Mund entstanden ist und der Kehldeckel zum Verschließen der Luftröhre beim Schlucken – und erst als diese längst vorhanden waren, hat man bekanntlich ihre vorzügliche Verwendbarkeit zum Erzeugen artikulierter Laute entdeckt. Es war also sozusagen plötzlich etwas da, was den Menschen zur Sprache befähigt hat. Dieser Position zufolge stellt dann die Sprache selbst, als angeborene Eigenschaft, die Bedingung der Möglichkeit jener unvergleichlichen Kooperationsfähigkeit des Menschen dar.

Beides sind Positionen, die gewaltige Anforderungen an die Erklärungsleistung einer Entstehungstheorie der Sprache stellen: Wenn eher das erstere zuträfe, müssten soziale Aspekte der Kooperation zu einem tragfähigen System verbunden werden, das seinerseits zumindest virtuell eine Erklärung für sämtliche formalen Eigenschaften von Sprache liefern können müsste. Wäre dagegen eher das zweite richtig, bedürfte es einer Plausibilisierung, wie und warum durch Mutations- und Selektionsprozesse ein derart komplexes System wie die Sprache praktisch übergangslos aus dem Nichts heraus entstanden sein und gewirkt haben könnte.

Die Menschheit und der Mensch

Der Spracherwerb von Kindern ist bekanntlich ein wichtiger Prüfstein für den explanativen Gehalt einer jeden Grammatiktheorie. Er stellt aber nur das individuelle, also ontogenetische Analogon zur Phylogenese, also der Entwicklungsgeschichte der gesamten Gattung dar. Im Zusammenhang mit dem kindlichen Spracherwerb hat ein schweres argumentatives Geschütz die Grammatiktheorie lange Zeit beherrscht – die These vom „Poverty of Stimulus“. Dieser Behauptung zufolge ist jede menschliche Sprache bei weitem zu komplex, als dass sie ein Kind in der kurzen Zeit, die ihm üblicherweise zum Sprache-Lernen zur Verfügung steht, mittels bloßer Induktion und analogischer Schlüsse erwerben könne. Sprache müsse als Struktur angeboren sein, so die Schlussfolgerung, und zwar als universale Struktur, die allen Menschen gemein ist und somit allen menschlichen Sprachen zugrunde liegt. Diese Struktur werde durch einzelsprachlichen Input lediglich genauer bestimmt, was dann den Erwerb einer konkreten Sprache bedeute. Diese These aus den späten 1950er Jahren ist auch außerhalb der Linguistik recht bekannt, was zum Teil an der „charismatische[n] Führungsfigur“ (Haspelmath 2002, S. 262) Noam Chomsky liegen mag, auf den auch im Wesentlichen die im Jahrzehntetakt (oder noch häufiger) wechselnden Bestimmungen dessen, wie man sich diese an-

geborene Universalgrammatik denn eigentlich konkret vorzustellen habe, zurückgehen (vgl. Newmeyer 2003, S. 60). Und durch deren konkretes Postulat ist unter dieser linguistischen Perspektive natürlich die Leistung des kindlichen Spracherwerbs bestimmt, und damit zusammenhängend wird dadurch auch die Erforschung der biologischen Evolution der Sprache maßgeblich geleitet. Denn:

Für die Erfassung des Spracherwerbs schien es nützlich zu sein, sehr viel an angeborener Struktur anzunehmen (*Universal Grammar*); umso weniger hatte das Kind aufgrund seines Inputs zu generieren. Für die Erfassung der Evolution ist es umgekehrt nützlich, nur sehr wenig an angeborener Struktur anzunehmen; umso weniger braucht der durch Mutation und Selektion zustande gekommenen genetischen Sequenz angelastet zu werden (Wunderlich 2008, S. 242).

Um das besagte „Poverty of Stimulus“-Argument auf seine Stichhaltigkeit zu überprüfen, hat der Entwicklungspsychologe Michael Tomasello in den 1970er Jahren den Spracherwerb seiner Tochter vollständig dokumentiert. Diese Daten hat er später digitalisiert und somit zu einem systematisch analysierbaren Korpus gemacht, auf dessen Grundlage er 1992 das Buch „First Verbs“ veröffentlicht hat, das diesem Argument einiges entgegenzusetzen hatte. Eine spätere Analyse der Daten findet sich in dem Buch „Constructing a Language“ (2003) – zugleich findet in diesem Buch, der Titel deutet das schon an, eine Einbettung in den theoretischen Rahmen der Konstruktionsgrammatik statt, einer neueren Grammatiktheorie, die sich gerade auch in Auseinandersetzung mit der lange Zeit in der Allgemeinen Linguistik vorherrschenden Generativen Grammatik chomskyanischer Herkunft sehr stark entwickelt hat. Außerdem findet man in diesem Buch ein Kapitel mit einer ersten kleinen Spekulation zur Herkunft von Sprache.

Diesen eher ontogenetisch orientierten Untersuchungen hat Tomasello jetzt ein phylogenetisches Komplement an die Seite gestellt, eine große Spekulation über „Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation“. Wo die anderen verschiedenen „historischen Szenarien jeweils einen anderen Aspekt von Sprache im Vordergrund haben“ (Wunderlich 2008, S. 232), geht es in diesem Buch tatsächlich um das Ganze; die Imposanz der gesamten Spekulation liegt darin, eine sozialpsychologische Infrastruktur der menschlichen Kooperation dermaßen zu stärken, dass von diesem Ausgangspunkt aus selbst komplexeste sprachliche Formen plötzlich einiges an Wahrscheinlichkeit gewinnen. Was hier also (empirisch bemerkenswert fundiert) verhandelt wird, ist der „sozialkognitive Kern für den Gebrauch einer grammatischen Sprache“ (Jürgen Habermas in der ZEIT vom 10.12.2009: „Am Anfang

war der Zeigefinger“). Und unter dieser Perspektive ist die menschliche Kooperation, deren spezifische Eigenschaft eben auch die Verwendung von Sprache einschließt, zwar verschieden von der Kommunikation von beispielsweise Primaten – in Bezug auf die Kommunikation letztendlich aber doch nicht absolut verschieden. Um das Bild des Menschen, wie Tomasello es zeichnet, verstehen zu können, und um überhaupt einen Eindruck von der linguistischen Kontroverse zu bekommen, in deren Rahmen dieser Entwurf seinen Wert bekommt, bietet es sich an, zuerst einen Schritt zurückzutreten.

Die Menschheit und das Tier

„Schon als Thier, hat der Mensch Sprache“, beginnt Johann Gottfried Herders berühmte „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ von 1772, und es klingt nach einer guten Einleitung für Tomasellos Theorie. Ein paar Dutzend Seiten später behauptet Herder, die Sprache sei ein „**natürliches Organ** des Verstandes, ein solcher Sinn der Menschlichen Seele, wie sich [...] der **Instinkt** der Biene seine Zelle baut“ (Herder o. J.: 58, Hervorhebungen von mir). Sehr ähnliche Begrifflichkeiten verwendet „Chomskys Vertreter auf Erden, der Psychologe Steven Pinker“ (Trabant 2003, S. 282) – er behandelt die Sprache als „mentales Organ“ und bezeichnet sie schon im Titel seines wohl berühmtesten Buches als Instinkt (Pinker 1994, dt. „Der Sprachinstinkt“, 1996). Zu diesem Buch hat Tomasello vor 15 Jahren eine Rezension verfasst, eine fundamentale Zurückweisung solcher Sprachauffassungen: „Language is Not an Instinct“, mit dezidiert großgeschriebenem „Not“ (Tomasello 1995). Ein Instinkt, referiert Tomasello darin die gängige Auffassung sowohl von Wissenschaftlern als auch von Laien, sei zum einen als Verhaltensmuster eher stereotyp im Ausdruck und zum anderen gesellschaftsunabhängig. Menschliche Sprache dagegen sei etwas primär Soziales. Auch dazu wiederum kann man Herder anführen, Sprache ist diesem nicht rein innerlich, sondern eben auch ein Phänomen von „Mund und Gesellschaft“ (Herder o.D.: 50, vgl. auch Trabant 2003, S. 223). Man könnte also pointieren: Ein nie mit anderen Hunden in Berührung gekommener Hund knurrt in bestimmten Situationen. Dagegen lernt ein ohne menschlichen Kontakt aufgewachsener Mensch eben nicht einfach irgendeine der mehreren tausend menschlichen Sprachen, sondern schlicht gar keine. Es ist deutlich, dass die unglückliche Metapher des Sprach-Instinkts auf etwas ganz anderes abzielt: Auf ebenjene oben angedeutete angeborene „Universale Grammatik“, die einzig und allein der Mensch besitze. Im Buch vom „Sprachinstinkt“ bespöttelt Pinker, der „Prophet der

Chomskyschen Sprachtheorie“ (Trabant 2003, S. 223), alle wissenschaftlichen Versuche, Tieren das Sprechen beizubringen. Gemeint sind wohl die bekannten Versuche, Schimpansen wie „Nim Chimpski“ oder Bonobos wie „Kanzi“ die amerikanische Gebärdensprache beizubringen. Pinker entwirft allerdings ein Gedankenexperiment mit Elefanten als Protagonisten, die ihres Zeichens Biologen sind. Vollkommen besessen von der Einzigartigkeit ihres Rüssels versuchen sie, dessen evolutionären Ursprung zu ergründen. Die nächsten genetischen Verwandten der Elefanten sind die Schliefer, murmeltierartige Kleinsäuger mit ziemlich unspektakulären Nasen. Die berüsselten Biologen unternehmen nun allerhand Versuche, den kleinen Nagern so viel wie möglich dessen beizubringen, was sie mit den 60.000 Muskeln ihres eigenen Rüssels anstellen können – und ziehen dann daraus ihre Schlüsse, je nachdem, welcher Schule sie angehören (Pinker 1994, S. 332f.). Das liest sich alles sehr amüsant – Tomasello aber hat viel bessere Ideen gehabt. Nicht Versuche, Affen so viel menschliche Sprache wie möglich zu lehren, ist sein Ansatz, sondern Primatenkommunikation ernstzunehmen und ihre Grenzen zu er- und begründen.

Lautliche Äußerungen übrigens kann man dabei gestrost vernachlässigen – diese sind tatsächlich hauptsächlich als instinktives Verhalten charakterisierbar und sehr eng an emotionale Zustände gekoppelt. Tomasello setzt bei der Geste an und erstellt eine beeindruckende Typologie ihres semantischen Gehalts – bei Menschenaffen, wo es kaum zu Referenzialität jenseits der orts- und zeitgebundenen Kontexte kommt, und bei den ungleich differenzierteren Varianten von Menschen. Nur einige der vielen Versuche sollen hier angedeutet werden, sie vermögen vielleicht ein lebendigeres Bild von den Grundlagen der Theorie zu vermitteln als die Andeutung der Argumentation allein: Ein für den Affen attraktives Stück Futter wird für das Tier nicht sichtbar unter einem von drei Eimern versteckt. Was der Affe sehen kann, ist, dass ein ihm als Helfer zugeordneter Mensch beobachtet, unter welchem Eimer das Futter versteckt wird. Der Affe weiß ferner durch spezifische Konditionierung, dass es nur ein Stück Futter gibt und dass er nur einen Rateversuch machen kann. Zeigt dann der Helfer später auf den richtigen Eimer, dann folgt der Affe zwar oft der Zeigegeste auf den entsprechenden Eimer – wählt aber per Zufall irgendeinen Eimer aus. Er versteht die Geste in ihren Grundzügen, erkennt aber deren kommunikative Relevanz nicht. Eine nur kleine Modifikation des Experiments erlaubt die interessante Schlussfolgerung: Definiert man den Helfer nicht mehr als Helfer, sondern führt ihn als Konkurrenten in den Versuch ein, wo er seinerseits versucht, an das begehrte Futter zu

gelangen (dessen Versteck er ja kennt), aus irgendwelchen Gründen aber daran gehindert wird, so erkennt der Affe die Intention und wählt, sobald er dazu in die Lage versetzt wird, den richtigen Eimer. Der Affe kann demnach prinzipiell Gesten verstehen und sich auch in andere hineinversetzen. Allerdings, so die Schlussfolgerung von Tomasello, erwartet er von seinem Gegenüber schlicht keine selbstlose Form der Hilfe und ist damit unfähig, hilfreiche Gesten zu verstehen. Verkürzt wäre damit zu konstatieren: Affen kommunizieren zwar, sie kooperieren aber nicht primär; ihre natürliche Verhaltensweise ist zuerst einmal die der Konkurrenz. Natürlich kooperieren Menschenaffen unter bestimmten Voraussetzungen – nie allerdings, wenn es keinen erkennbaren Zweck für sie selber hat. Oder, prägrammatisch ausgedrückt: Der Affe kommuniziert einzig im Modus des Imperativs. Altruistische Kooperation (und damit die Artikulation in anderen Modalitäten, also Vorgänge wie Informieren oder Teilen im Sinne von erzählendem Mitteilen, als einer Art sprachlicher Sozialität an und für sich) ist genuin menschengespezifisch. So wie die beiden Subtypen des deklarativen Teilens: Kleine Kinder verweisen beispielsweise auf Dinge, die sie in irgendeiner Weise positiv emotional berühren. Tomasello und seine Kollegen haben auch dies experimentell untersucht, indem sie diesem frühkindlichen Verhalten Erwachsene gegenübergestellt haben, die in verschiedensten Reaktionskombinationen auf diese mitteilenden Zeigegesten (von 12 Monate alten Kindern) antworteten. Zufriedenheit mit der gelingenden Kommunikation war den Kindern einzig dann anzumerken, wenn der Erwachsene abwechselnd auf das Kind und auf das Ereignis blickte und dabei seinerseits positive Emotionen zeigte. Auch vollkommen altruistisches Kommunikationsverhalten konnten Tomasello und Kollegen bei Kleinkindern nachweisen, etwa wenn sie Erwachsene vor den Augen von Kindern (ebenfalls 12 Monate alt) demonstrativ Dinge verlieren ließen, auf die sie von den Kindern dann per Zeigegeste hingewiesen wurden – ohne dass die Kinder selbst irgendein erkennbares Interesse an den Gegenständen gehabt hätten.

Die menschliche Vogelperspektive

Es ist dies eine gute Gelegenheit, auf das elementare Missverständnis hinzuweisen, von welchem das Verb *nachäffen* zeugt: In Kooperationsaufgaben erkennen Kinder, im Unterschied zu Primaten, was die aufgabenkonstitutive komplementäre Rolle des jeweiligen Gegenüber ist. Ändert sich die Konstellation, sind die Kinder auf Anhieb in der Lage, die jeweils andere Rolle einzunehmen. Daraus kann man folgern: Die für jede Sprachfähigkeit primäre menschliche Schlüssel-

fertigkeit ist die der Imitation und des Rollentausches – Affen dagegen äffen niemanden nach. Typisch für den Unterschied zwischen Affen und Menschenkindern ist auch dies: Wenn in einem experimentellen Kooperationsversuch ein Ziel erreicht ist und der Affe an die Belohnung gekommen ist, isst er sie auf. Ein Kind in der gleichen Situation legt die Belohnung oft wieder in den Apparat zurück und lässt das „Spiel“ damit von vorn beginnen – es scheint, als sähen Kinder den Sinn der Zusammenarbeit oftmals in der Zusammenarbeit selbst. Affen dagegen sind Individualisten. Schimpansen beispielsweise erkennen zwar in vielen Fällen fremde Intentionen – nur sind sie nicht in der Lage, reziproke, im nächsten Schritt also auf sie selbst zurückwirkende Absichten in ihr Gegenüber zu projizieren. Sie können keine gemeinsame Intentionalität entwickeln. Diese aber, basierend auf einem gemeinsamen Wissenshintergrund, muss jeglichem „Bedeuten“ vorausgehen, von der einfachen Geste bis zum komplexen Textmuster. Den Anfang der Sprache markiert nach Tomasello also der gesichert-gemeinsame Blick zweier Menschen auf einen Gegenstand. Daran kann ein gestisches Signal anschließen. Eines, von dem der Empfänger weiß, dass der Sender weiß, wie er es gestalten muss, damit das, was er meint, vom Empfänger auch genau so verstanden wird: Grice ohne Worte. Es erübrigen sich damit auch merkwürdige Diskussionen wie die, welchen Status etwa das bei Grice grundlegende Kooperationsprinzip haben soll – ein gemeinsames Ziel sei etwa dann schwierig zu formulieren, wenn ich beispielsweise jemanden um Geld bitte (vgl. Heringer 2007, S. 70ff.). Der eigentliche Kommunikationsakt ist davon aber gar nicht betroffen. Wir verhandeln über die Leihgabe, unabhängig vom Ziel kooperiert der potenzielle Spender: Sprechen an sich „ist ein kooperatives Gesamtunternehmen, weil es erst mal allein gar nicht geht und weil der Sprecher will, dass der Hörer ihn versteht, und weil der ihn auch tatsächlich verstehen will (Heringer 2007, S. 75). Es sind also die Rekursion des gegenseitigen Erkennens von Absichten und der darauf basierende gemeinsame Hintergrund, aus denen alles Weitere folgt – ohne durch Sabotagestrategien wie etwa das Lügen fundamental in Frage gestellt werden zu können.

Die „gemeinsame Aufmerksamkeit“ muss dann also irgendwann einmal die Voraussetzung dafür gewesen sein, dass Menschen sich überhaupt vergewissern konnten, gemeinsam ein übergeordnetes Ziel zu verfolgen und gleichsam das Geschehen aus einer Vogelperspektive zu betrachten: Dies ist die Tätigkeit, und dies sind die Rollen, und eine bestimmte Rolle übernehme ich, es könnte aber auch eine andere sein.

Für Kinder zumindest ist diese Fertigkeit der grundlegende und alles entscheidende Anknüpfungspunkt. Ohne

diese Art von sinnvoller Interaktion mit dem Erwachsenen, der einen neuen Ausdruck verwendet, hören Kinder immer nur „Gavagai“ und andere Geräusche, deren Bedeutungen in der Luft zu hängen scheinen, die nicht zu verstehen sind. Es gibt zwar hier Prinzipien wie die „Taxonomische Annahme“, der zufolge Kinder irgendwie automatisch darauf schließen, dass eine Bezeichnung für ein Ding sich eher auch auf andere Dinge ähnlichen Typs anwenden lässt als auf andere Objekte, die dieses Ding typischerweise begleiten (vgl. Carstairs-McCarthy 1999, S. 110). Noch elementarer allerdings (und mit der voranstehenden Annahme problemlos kombinierbar) scheint Tomasellos Vorschlag, dass Kinder ihren Eltern die Bedeutung der Wörter zunächst im Wortsinn: an den Augen ablesen. Und wenn aller Anfang also darin besteht, den Blick des anderen zu suchen, um zu erkennen, dass er seinerseits meinen Blick gesucht hat und ich damit und nur damit dann sicher sein kann, dass er mir mit allem, was er dann tut, etwas sagen will – dann ist es bestimmt evolutionär betrachtet kein Zufall, dass ausgerechnet Menschen als einzige von 220 Primatenarten jene spezielle Augen-Anatomie mit dem weißen Hintergrund aufweisen (Michael Tomasello in der New York Times vom 13.1.2007: „For Human Eyes Only“). Unter diesen Voraussetzungen wird bessere Kooperationsfähigkeit zum evolutionären (und damit neben dem kulturellen natürlich auch genetischen) Selektionsfaktor. Das ist dann aber etwas völlig anderes als die Annahme einer plötzlich angeborenen Sprachfähigkeit – man denke hier nur an „Bierwischs Paradoxon“, demzufolge es unklar sein muss, welchen Selektionsvorteil eine genetische Mutation mit dem Ergebnis verbesserter Sprachfähigkeit einem einzigen Menschen bringen kann (vgl. Bierwisch 2001).

Von der Kooperation zur Sprachstruktur

Zwei Menschen können also jetzt Gesten benutzen, um gemeinsam bestimmte Ziele zu erreichen. Irgendwann verselbstständigen sich vielleicht diese Gesten in wiederkehrenden Situationen, sie werden zu Andeutungen oder Abkürzungen; vielleicht treten auch neue Personen in die Interaktion ein und lernen die Gesten, ohne deren Entstehungsgeschichte zu kennen: Arbitrarität kommt ins Spiel. Wie aber könnte jetzt der Weg von der oben angedeuteten menschlichen Interaktion dank einer Art „angeborener Sozialkompetenz“ zur virtuoson Benutzung von so etwas wie Wörtern, also bedeutungshaltigen Sprachzeichen aus für sich genommen bedeutungslosen Lauten (der oben erwähnten doppelten Artikulation) weitergehen? Vielleicht so: Referenzielle Gesten, zunächst wohl ikonischer Natur, spalten sich von den demonstrativen ab und differen-

zieren sich aus. Hier jetzt lassen sich einige Betrachtungen über anatomische Tatsachen und ihren Beitrag zur Sprachentwicklung anschließen. Man könnte z. B. mal grundsätzlich die Frage stellen: Warum gibt es überhaupt Bedeutungen? Der Morphologe Andrew Carstairs-McCarthy gibt eine interessante Antwort: Damit die Wörter etwas haben, was sie ausdrücken können. Das ist gar nicht so verdreht, wie es klingt, eine anatomische Überlegung für diese Laune der Evolution kann da interessante Hinweise liefern, die jetzt natürlich sinnvollerweise am Kehlkopf und damit bei der lautlichen Sprache ansetzen. Als der Mensch vor sieben bis fünf Millionen Jahren anfing, auf zwei Beinen zu gehen, aus welchen biologischen Gründen auch immer, verlagerte sich die Larynx, der Kehlkopf, weiter nach unten. Das hatte zur Folge, dass ein deutlich größeres Lautspektrum artikulierbar wurde. Hier hilft eine abstrakte Beobachtung weiter, die im Zuge der Versuche gemacht wurde, Affen die Verwendung von Symbolsystemen beizubringen: „Kompetente“, d. h. trainierte Affen sind verwirrt, wenn die Benutzung verschiedener Symbole gleiche Effekte zeitigt (vgl. Carstairs-McCarthy 1999, S. 216 f.). Die vormenschliche Erwartung an „so etwas wie Sprache“ ist demnach ungefähr: Wenn schon verschiedene Symbole da sind, dann sollten sie auch verschiedene Bedeutungen tragen. Das auch für heutige Sprachwandelphänomene äußerst erklärungsstarke Prinzip der „Synonymenflucht“ könnte also prähistorische Wurzeln haben. Da Menschen auf einmal größeren Artikulationsspielraum hatten, waren evolutionär vielleicht genau diejenigen Menschen (Affen?) begünstigt, deren Kooperation sich auf ein differenzierteres „Vokabular“ stützen konnte. Die Segmentierung der verschiedenen „Wörter“ – Schreie, Grunzer, Seufzer, was immer es gewesen sein mag – in Laute kann dann vielleicht als nachträgliche Analyse vermutet werden, die Vorteile sind bekannt. Wohin das letztendlich führen kann, veranschaulicht der Text von Sarah M. E. Bihler (in diesem Heft) – und auch, dass dieses Szenario sich durchaus mit jüngsten wissenschaftlichen Erkenntnissen in Einklang befindet, da die Menge unserer konzeptuellen Wissensbestände und die Menge unserer Wortbedeutungen nicht identisch sein müssen.

Ein weiteres Puzzlestück sei hier noch angerissen: Neben der fundamentalen Sozialität des Menschen und dem anatomischen Faktum der durch „Zweifüßigkeit“ bedingten stark erweiterten Artikulationsfähigkeit mit ihren allgemeinen Folgen für Frühformen des „Wortschatzes“ kann auch die „Zweihändigkeit“ des Menschen starken Einfluss darauf gehabt haben, warum Sprachen so sind, wie sie sind. Menschen sind in der Regel entweder Links- oder Rechtshänder, haben also eine dominante Hand. Manfred Krifka etwa folgert

aus dieser signifikanten „Händigkeit“ des Menschen eine Art Rollenverteilung für Hände und spekuliert im Anschluss, dass dies in ursächlichem Zusammenhang mit der Topik-Kommentar-Struktur der meisten (wenn nicht aller) Sprachen stehen könnte. So ist es in der individuellen Bearbeitung von Gegenständen immer eine bestimmte Hand, die etwas festhält (aufgreift), während die andere Hand „das Aufgegriffene“ in irgendeiner Weise modifiziert. Und auf diese spezifische Weise, wie Menschen von jeher Dinge „be-hand-eln“, geht man im Sprechen auch mit Informationen um – man greift etwas auf (Thema / Topik) und evaluiert es in einer bestimmten Weise (Rhema / Kommentar). Evolutionär besonders plausibel würde diese These, wenn man ein gestisches Zwischenstadium der Sprachentwicklung annimmt (Krifka 2007, S. 89). Womit wir wieder ganz am Anfang, also bei Tomasello wären.

Grammatik und darüber hinaus

Wenn nämlich die früheste und alle Kooperation begründende Form der Interaktion der reziproke Blick war, dann legt der proxemische Faktor (die auf „körperliche“ Nähe angewiesene Form der kommunikativen Abstimmung) natürlich mehr als nahe, dass sich evolutionäre Vorteile zunächst in Kleingruppen ergeben haben müssen. Das fügt sich sehr gut in die Geschichten ein, die die Naturwissenschaft in jüngster Zeit erzählt. Der Biologe Joseph H. Reichholf veröffentlichte vor rund einem Jahr seine Version der Menschheitsgeschichte mit der zentralen These, dass die Menschen nicht etwa (wie man lange annahm) aus Not sesshaft geworden seien, weil das Fleisch knapp und also Viehzucht und Ackerbau nötig geworden seien – die Ursache liege, pointiert wiedergegeben, vielmehr in der mehr oder weniger reinen Geselligkeit des Menschen. Man siedelte nämlich dort, wo das Fleisch reichlich vorhanden war, und deshalb pflanzte man zunächst Gewächse mit rauschträchtigem Potenzial, in der Hauptsache Hanf und Hopfen. Man traf sich zu üppigen Fleischgelagen; rauschende Feste stehen demnach am Anfang der menschlichen Siedlungskultur am Ende der letzten Eiszeit vor rund 12.000 Jahren und beförderten die Entwicklung von Kunst, Religion und Sprache enorm (vgl. Reichholf 2008). Natürlich, „niemand wird annehmen, dass Sprache damals erst entstanden sei. Sprache könnte in dieser Phase jedoch eine substantielle Änderung erfahren haben.“ (Wunderlich 2008, S. 232). Das heißt also: Vor sieben bis fünf Millionen Jahren fingen unsere Vorfahren an, aufrecht zu gehen. Seit 200.000 Jahren sind wir als *homo sapiens* genetisch ziemlich unverändert. Seit 12.000 Jahren wohnen wir in immer größeren Gruppen zusammen. Und die ganze Zeit über war und wurde Sprache.

Am Ende (?)

Kommen wir aber noch mal zum Ausgangspunkt unserer Überlegungen zurück: Was sagt zum Beispiel die von Tomasello entworfene Skizze der Sprachentstehung durch soziale, gemeinschaftsfähige, zum Altruismus fähige Menschen denn nun eigentlich über uns aus? Natürlich taucht sie die Welt nicht in rosarotes Licht. Im Gegenteil, die zeitgenössischen Probleme der globalisierten Welt treten dadurch eher deutlicher zutage. Ursprünglich und dann durch Jahrhunderttausende hindurch war die Fähigkeit zur Kooperation und damit zu Solidarität und Friedfertigkeit an das Leben in relativ kleinen Gruppen gebunden. Davon kann heute keine Rede mehr sein. Zwar betont Tomasello ausdrücklich, der Zweck der Wissenschaft sei nicht, die Menschheit zu retten. Aber dennoch: Vielleicht lassen sich ja auf der Grundlage solcher Theorien auch Überlegungen für angemessenere moderne, globale Kommunikationsformen anstoßen. Die große Herausforderung besteht heute darin, „die Gruppe auf eine neue Weise zu definieren“ (vgl. Mathias Greffrath 2009 in der ZEIT vom 8.4.2009: „Das Tier, das ‚Wir‘ sagt“). Keine ganz leichte Aufgabe, sicherlich.

Literatur

- Bierwisch, Manfred (2001): The apparent paradox of language evolution: Can Universal Grammar be explained by adaptive selection? In: Trabant, Jürgen / Sean Ward: New essays on the origin of language. Berlin: Mouton de Gruyter, S. 55-97.
- Carstairs-McCarthy, Andrew (1999): The Origins of Complex Language. An Inquiry into the evolutionary Beginnings of Sentences, Syllables and Truth. Oxford: OUP.
- Cavalli-Sforza, Luigi Luca (1996): Gene, Völker und Sprachen – Die biologischen Grundlagen unserer Zivilisation. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Crystal, David (1995): Die Cambridge-Enzyklopädie der Sprache. Frankfurt a. M. / New York: Campus.
- Dietrich, Rainer (2000): Linguistik interdisziplinär: Das Münchhausen-Programm. In: Linguistische Berichte 200, S. 451-467.
- Donalies, Elke (2006): Die ersten Sprecherschreiber. Rezension von Kuckenburg, Martin (2004): Wer sprach das erste Wort? Die Entstehung von Sprache und Schrift. In: SPRACHREPORT 3/2006, S. 19-20.
- DUW: Duden – Deutsches Universalwörterbuch. 6., überarbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim u. a.: Dudenverlag.
- Gabelentz, Georg von der (1901): Sprachwissenschaft. Nachdruck von 1995. London: Routledge.
- Haspelmath, Martin (2000): Why can't we talk to each other? In: Lingua, 110, S. 235-255.
- Haspelmath, Martin (2002): Grammatikalisierung: von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik. In: Krämer, Sybille / Ekkehard König: Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt a. M.: Suhrkamp [= STW 1592], S. 262-286.
- Herder: Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Erster Theil. Haben die Menschen, ihren Naturfähigkeiten überlassen, sich selbst Sprache erfinden können? Nachdruck der Originalausgabe von 1772. In: Suphan, Bernhard (Hg.) (1891): Herders sämtliche Werke. Berlin: Weidmann.
- Heringer, Hans-Jürgen (?2007): Interkulturelle Kommunikation. Grundlagen und Konzepte. Tübingen / Basel: Francke. (= UTB 2550)
- Hockett, Charles F. (1960): The Origin of Speech. In: Scientific American, 203, S. 88-106.
- Janson, Tore (2002): Speak. A short history of languages. Oxford: OUP.
- Krifka, Manfred (2007): Functional Similarities between Bimanual Coordination and Topic/Comment Structure. In: Interdisciplinary Studies on Information Structure, 8, S. 61-96.
- Newmeyer, Frederick J. (2003): What Can the Field of Linguistics Tell Us About The Origins of Language? In: Christiansen, Morten H. / Simon Kirby (Hgg.): Language evolution, S. 58-76.
- Pinker, Steven (1994): The Language Instinct. The New Science of Language and Mind. London: Penguin.
- Reichholf, Josef H. (2008): Warum die Menschen sesshaft wurden. Das größte Rätsel unserer Geschichte. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Ruhlen, Merritt (1994): The Origin of Language: Tracing the Evolution of the Mother Tongue. New York: Wiley.
- Steinig, Wolfgang (2008): Als die Wörter tanzen lernten. Ursprung und Gegenwart von Sprache. Heidelberg: Spektrum.
- Tomasello, Michael (1992): First Verbs. Cambridge, Mass.: OUP.
- Tomasello, Michael (1995): Language is Not an Instinct. In: Cognitive Development, H. 10, S. 131-156.
- Tomasello, Michael (2003): Constructing a Language. A usage-based Theory of Language Acquisition. Cambridge, Mass. u. a.: Harvard UP.
- Tomasello, Michael (2009): Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Trabant, Jürgen (2003): Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens. München: Beck.
- Wunderlich, Dieter (2008): Spekulationen zum Anfang von Sprache. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft, Bd. 27, 2, S. 229-265.
- Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fach Germanistik an der Universität Trier.